

## Biographie - ein "modernes Deutungsmuster"? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne

Ahlheit, Peter; Dausien, Bettina

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Sammelwerksbeitrag / collection article

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ahlheit, P., & Dausien, B. (1992). Biographie - ein "modernes Deutungsmuster"? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. In M. Meuser, & R. Sackmann (Hrsg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster: Beiträge zur empirischen Wissensoziologie* (S. 161-182). Pfaffenweiler: Centaurus-Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-48971>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

# Biographie - ein »modernes Deutungsmuster«?

## Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne

Peter Alheit und Bettina Dausien

Wir haben uns daran gewöhnt, Biographie als etwas Abgeschlossenes zu betrachten, als Phänomen, dem wir so wenig entgehen können wie den Bedingungen, unter denen wir leben. Und selbst wenn wir als Soziologen oder Sozialhistoriker wissen, daß der Eigensinn des Biographischen mit spezifisch modernen Entwicklungen zu tun hat und deshalb erstaunlich jung ist - vielleicht das Produkt widersprüchlicher Informalisierungs- und Zivilisierungsprozesse gleichzeitig<sup>1</sup> -, überrascht doch die fast naive Vertrautheit, mit der wir dem Phänomen gewöhnlich begegnen.

Während wir über Lebensläufe soziologisch und sozialgeschichtlich ohne Probleme distanziert und analytisch nachdenken, kaum bearbeitbare quantitative und qualitative Datenmengen über '*trajectories*' und '*transitions*', über Statuspassagen und individuelle Risikolagen anhäufen<sup>2</sup>, scheint uns der theoretische Zugang zur Biographie wesentlich aufwendiger zu sein. Biographie ist uns gleichsam so nahe, daß wir ihrer nicht recht habhaft werden. Sie bleibt in beträchtlichem Ausmaß ein Phänomen »in unserem Rücken«.

Die Vermutung erscheint nicht absurd, daß sich dahinter mehr verbirgt als eine Trivialerfahrung. Biographie hat etwas eigenwillig Selbstverständliches. Bei allen Gefahren, die individueller Identität und Integrität heutzutage drohen, bei allen Erosionen vorgeblicher Traditionsbestände, die mit dem Hinweis auf dramatische Individualisierungsprozesse allenthalben diagnostiziert werden,<sup>3</sup> beweist der Biographiebegriff eine erstaunliche Persistenz, beinahe den Status einer anthropologischen Konstanten.

Woran liegt das? - Eine für deskriptive Zwecke überzeugende Antwort haben Schütz und Luckmann gegeben. Sie betrachten bekanntlich unseren lebensweltlichen Wissensvorrat als »biographisch artikuliert« und »die Kategorien der

---

<sup>1</sup> In diesem Zusammenhang sind die Studien von Norbert Elias und Michel Foucault über Disziplinierungs- und Informalisierungsprozesse im Zuge der europäischen Moderne zu nennen (vgl. Elias 1980, II, S. 336ff.; Foucault 1976).

<sup>2</sup> Wir verweisen hier exemplarisch auf die Ergebnisse des DFG-Sonderforschungsbereichs »Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf« (vgl. stellvertretend Sonderforschungsbereich 186 (Hrsg.) 1991).

<sup>3</sup> Wir denken in diesem Zusammenhang vor allem an die Diskussion im Anschluß an Ulrich Becks Individualisierungskonstrukt (1986, S. 205ff.), das zweifellos eine Fülle von empirischen Einzelforschungen angeregt hat, die theoretische und historische Reichweite des Konstrukts selbst freilich nicht zureichend bestimmt (vgl. hier auch die zutreffende Kritik von Habermas 1988).

biographischen Artikulation nicht eigentlich (als) Kategorien der inneren Dauer ..., sondern vielmehr (als) intersubjektiv ausgeformte, in der relativ-natürlichen Weltanschauung tradierte Kategorien« (1979, I, S. 85). Mit anderen Worten: die biographische Artikulation unseres sozialen Orientierungsvermögens ist die unabweisbare Voraussetzung der Handlungsfähigkeit in der Sozialwelt.

Diese Feststellung würde den eigenwilligen Status des Biographischen zweifellos plausibler machen. Allerdings ergänzen Schütz und Luckmann ihre grundlegenden Bemerkungen durch eine interessante Zusatzbeobachtung: Obgleich den Kategorien der biographischen Artikulation offensichtlich die Funktion »hoch-anonymer Typisierungen« zufällt, scheinen diese Typisierungen ihrerseits *sozialstrukturell* »gebrochen« zu sein. Sie zählen nicht zu den »Rahmenbedingungen der lebensweltlichen Situation, sondern (sind) Möglichkeiten der Lebensführung innerhalb dieser Situation ... Der einzelne erfährt die ihm vorgegebene, in der relativ-natürlichen Weltanschauung objektivierte Sozialwelt als eine auf ihn bezogene Abstufung subjektiver Chancen, als eine Anordnung von Pflichten, leicht oder schwer erlangbaren Zielen und Möglichkeiten.« (1979, I, S. 126f.) Er erfährt sich selbst biographisch in den Schranken eines spezifischen »sozialen Raums«.

Diese bewußt an *Bourdieu* anknüpfende Formulierung bildet den Rahmen für die Fragestellung, der wir im folgenden nachgehen wollen. Worin liegt der Kern der scheinbaren »Nichthintergebarkeit« des Biographischen? Wie läßt sich diese Beobachtung mit offensichtlichen sozialstrukturellen Unterschieden je konkreter biographischer Erfahrungen vereinbaren? Macht es Sinn, von der Biographie als einem der wirkungsmächtigsten »Deutungsmuster« der Moderne zu reden? Oder geht es eher um die Entmythologisierung der »biographischen Illusion«, wie *Bourdieu* (1990) sie polemisch gefordert hat? - Wir möchten diesen Fragen in drei Schritten nachgehen:

- Zunächst liegt uns an einer sozialhistorischen Aufklärung des Biographiekonstrukts.<sup>4</sup> Gibt es überzeugende Belege für die These, daß wir es hier mit einem »modernen Deutungsmuster« zu tun haben?
- In einem zweiten Abschnitt wollen wir das Phänomen biographischer Erfahrung mit einem historisch-empirischen Fall, der Lebensgeschichte der *Sophia Lemitz*, konfrontieren. Unsere Absicht dabei ist eine Differenzierung der »Deutungsmuster-These«.
- Zum Abschluß ziehen wir einige knappe konzeptionelle Konsequenzen.

---

<sup>4</sup> Diese Option ist ja für soziologische Texte keineswegs selbstverständlich. Da wir es bei unserem Beispiel jedoch mit einem Phänomen zu tun haben, das in der Gefahr steht, durch zeit-symptomatische Dramaturgien instrumentalisiert zu werden, halten wir bewußt einen historisch-soziologischen Zugriff für nützlich. Wir wählen im übrigen, wo es der Rahmen dieser Studie zuläßt, einen Zugang zur historisch-sozialen Realität über *Fallbeispiele*.

# 1. Biographie - ein modernes Deutungsmuster?

Die Frage, ob Biographie als »modernes Deutungsmuster« zu bezeichnen sei, ist zweifellos in doppelter Hinsicht reizvoll: Läßt sich Biographie überhaupt als *modernes* Phänomen betrachten? Und kann man sie umstandslos als *Deutungsmuster* charakterisieren? - Natürlich ist die Vorstellung, daß Menschen eine Biographie haben, nicht an die europäische Moderne gebunden. Sie findet sich vielfältig bereits in antiken Lebensbeschreibungen.<sup>5</sup> Und doch steht in diesen vormodernen Lebensschilderungen nicht die Entwicklung konkreter Individuen, nicht die Entfaltung subjektiver Einzigartigkeit, einer »Identität-Für-Sich« (Hahn 1988, S. 93), im Vordergrund, sondern die Präsentation möglichst idealer Charaktertypen. »Biographien« dienen in der Regel der Unterhaltung, der Belehrung oder der Herrschaftslegitimation. Sie sind gleichsam »didaktisch« motiviert.

Dies ändert sich tatsächlich im Zuge der europäischen Moderne gewiß nicht abrupt und regional äußerst ungleichzeitig, aber doch belegbar.<sup>6</sup> Es gibt für diesen

---

5 Eine gewisse »Tradition« der Lebensbeschreibung ist tatsächlich schon in der griechisch-römischen Antike nachweisbar. Besonders Sueton und Plutarch üben mit ihren Biographien berühmter Dichter, Philosophen und Staatsmänner noch in der frühen Neuzeit beträchtlichen Einfluß aus. Auch das Mittelalter produziert Hagiographien oder auch einige nachwirkende »säkulare« Darstellungen (z.B. *Einhard's Vita Caroli Magni*). Die unvergleichlichen »Confessiones« des Augustin sind ihrer Zeit weit voraus und finden erst ein Jahrtausend später - zu Beginn der Renaissance - angemessene Parallelen (vgl. dazu ausführlicher Alheit/Dausien 1990a).

6 Neben die Darstellung von Heiligen und Mächtigen tritt zunächst ein unübersehbares Interesse an der Beschreibung bemerkenswerter, ja sogar anstößiger Persönlichkeiten aus *allen* Bereichen des öffentlichen Lebens. Die Künstlerbiographien des italienischen Rinascimento machen diesen Perspektivwechsel auf eindrucksvolle Weise deutlich: Das vitale Interesse am Individuellen, Kuriosen, die Lust an der Darstellung und Selbstdarstellung, die Inszenierung auch des Persönlichen und Privaten, das Bedürfnis nach »Ruhm« in einem »Land der Fassaden«, wie Peter Burke (1986, S. 20) es ausdrückt, zeigen den Keim einer neuen Weltansicht. Beispiele für solche Biographien sind die »Vita di Dante« von Boccaccio, die Autobiographie Benvenuto Cellinis oder die groß angelegte Künstlersammelbiographie Giorgio Vasaris, ein wenig später auch außerhalb Italiens das berühmte »Schilderboeck« des Flamen Karel van Mander - eine Sammlung von Malerbiographien - oder die großen englischen biographischen Werke des 16. Jahrhunderts (*Mores »Richard III«, Ropers »Thomas More« und Cavendish's »Cardinal Wolsey«* u.a.; vgl. dazu ausführlicher Romein 1948; Garraty 1957; Alheit/Dausien 1990a).

Diese gewiß avantgardistischen Beispiele einer erwachenden Sensibilität für die Einzigartigkeit und Besonderheit individuellen Lebens sind indessen noch kein Beleg für ein modernes Deutungsmuster »Biographie«. Vergleicht man sie mit weniger spektakulären zeitgenössischen Dokumenten, werden Unterschiede sichtbar. Im Falle biographischer Quellen aus dem deutschen Stadtbürgertum des 15. und 16. Jahrhunderts, besonders aus dem Patriziat der Handelsstädte, überrascht z.B. die fortbestehende Vermischung von Öffentlichkeit und Privatheit. Biographien sind - obgleich schon selbständige »Textsorte« - noch in den Rahmen einer Genealogie oder Stadtchronik eingebettet (vgl. Wenzel 1980). Sie dokumentieren durchaus das entstehende Interesse am Individuellen, dessen Ursache im gewachsenen sozialen Selbstbewußtsein des freien Stadtbürgertums liegt. Individualität freilich ist nicht im modernen Sinn

Prozeß der allmählichen Bedeutungsverschiebung der Biographie neben einer Reihe von Indizien wenige hochinteressante Fallbeispiele<sup>7</sup>. Eines der erstaunlichsten und, was die Quellenlage angeht, überzeugendsten Dokumente ist die Rekonstruktion eines Kriminalfalls aus dem späten 16. Jahrhundert, die wir vor allem *Natalie Zemon Davis* (1984) verdanken. Das Besondere an dieser authentischen Geschichte<sup>8</sup>, in welcher ein gewisser *Arnaud du Tilh* die Identität des verschollenen und später zurückkehrenden *Martin Guerre* annimmt, ist nicht die Tatsache, daß der Rollentausch über lange Jahre hinweg unbeanstandet bleibt, sondern daß die offensichtliche soziale Duldung des Täuschers - jedenfalls bei den unmittelbar Betroffenen - wider besseres Wissen geschieht und doch nicht einfach als Komplizenschaft ausgelegt werden kann. Arnaud du Tilh gelingt es, die »Biographie« des Martin Guerre soweit auszufüllen, dessen wichtigste Rollen und seinen Status so funktional wahrzunehmen, daß kein Anlaß besteht, seine angemäße Identität anzuzweifeln. Dabei kann er charakteristische Eigenarten des Arnaud du Tilh sogar beibehalten (vgl. Zemon Davis 1989, bes. S. 54-71). - »Biographie« erscheint hier also zunächst nicht als einzigartiger Lebensverlauf eines Individuums, sondern als lose Verknüpfung ständischer Funktionen, bestimmter sozialer Rollen und eines plakativen Erscheinungsbildes. »Biographie« muß gleichsam noch als *vormoderner* Erfahrungsmodus interpretiert werden.

#### Der »Fall« Arnaud du Tilh

Was den Kriminalfall nun für unsere Zwecke besonders aussagekräftig macht, ist die juristische »Auflösung« der Geschichte. Arnaud du Tilh wird nach zwei Prozessen schließlich zum Tode verurteilt, nachdem der verschollene Martin Guerre wieder aufgetaucht ist und in den Prozeß eingreift. Die umfangreichen Gerichtsakten und besonders der bemerkenswerte Bericht eines der Prozeßführer, des berühmten französischen Rechtsgelehrten *Jean de Coras*, belegen aber eindrucksvoll, daß Tilh in einem Indizienprozeß unterliegt, in welchem vor allem eine penible Rekonstruktion der Biographie des (vermeintlichen) Guerre eine Rolle spielt (vgl. Zemon Davis 1989, S. 90ff.). Offensichtlich hat also das Gericht eine sehr viel »modernere« Vorstellung von biographischer Konsistenz als die Menschen in *Artigat*, jenem Dorf am Fuße der Pyrenäen, aus dem Martin Guerre stammt. Und zweifellos verfügt auch Arnaud du Tilh über dieses moderne Verständnis von Identität,

---

als *psychische Individualität* entwickelt, sondern erst als soziales Stereotyp einer sich aus feudalen Fesseln befreienden Klasse.

<sup>7</sup> Dazu gehören vor allem die in der sogenannten »Mentalitätengeschichte« berühmt gewordene Arbeit von Lucien Febvre über *Rabelais* (Febvre 1947) und Carlo Ginzburgs amüsante Studie über den friaulischen Müller *Menocchio* (Ginzburg 1976).

<sup>8</sup> Der Stoff wurde übrigens auch verfilmt. Das gewiß bemerkenswerte Resultat, »Die Wiederverkehr des Martin Guerre«, mit so prominenten Schauspielern wie Gérard Depardieu entfernt sich allerdings ein wenig von den historischen Quellen und eignet sich deshalb nicht als Beleg für die folgenden Ausführungen.

weil er sich mit großem Geschick zu verteidigen versteht, und die bewundernswürdigen Kenntnis sogar von intimsten Details der angenommenen Biographie beinahe zu seinem Freispruch geführt hätte (Zemon Davis 1989, S. 105f.). Seine Niederlage ist eher dem Zufall geschuldet, daß Martin Guerre tatsächlich zurückkehrt und von seinen Blutsverwandten spontan identifiziert wird (vgl. Zemon Davis 1989, S. 107ff.). Die Konstruktion einer »Identität-Für-Sich«, jene Leistung, die dem modernen Individuum in immer kürzer werdenden Abständen abverlangt wird, hat Tilh auf bemerkenswerte Weise vollzogen. Im modernen Verständnis wäre er der wirkliche Martin Guerre.

Das Aufsehen, das der Prozeß auch bei Zeitgenossen erregt<sup>9</sup>, scheint ein Beleg dafür zu sein, daß wir es hier mit einem Vorgang zu tun haben, der die Schwelle zum modernen Verständnis von Biographie markiert. Jene bewußte Entscheidung des Arnaud du Tilh, die Identität eines anderen anzunehmen und für beträchtliche Zeit mit ihr zu leben, kann nur einem Publikum als Ungeheuerlichkeit erscheinen, für das die Vorstellung persönlicher Identität und Integrität bereits zu einer Normalerfahrung geworden ist (vgl. dazu auch Ginzburg 1989, S. 185ff.).

Dieses historische Fallbeispiel belegt nicht nur, daß wir Biographie aus guten Gründen als *modernes* Phänomen betrachten können, es macht darüber hinaus plausibel, daß es keineswegs nur als äußerliches Ablaufmuster einer chronologisierten modernen Existenz<sup>10</sup> interpretiert werden darf, sondern eine *neue soziale*

---

<sup>9</sup> Der Prozeßbericht von Jean de Coras wurde zu einem »Bestseller« und vielfach wiederaufgelegt. Sogar *Montaigne* erwähnt den Fall in seinem Essay »Von den Hinkenden«, in welchem er sich ex post - er war Prozeßbeobachter - an den ganz ungewöhnlichen »Betrug« erinnert und »den Schuldspruch sehr gewagt fand, der (Tilh) zum Strange verurteilte« (zit. nach Ginzburg 1989, S. 185).

<sup>10</sup> Charakteristischerweise wird in einschlägigen soziologischen und sozialgeschichtlichen Studien das Problem einer Modernitätsschwelle des Biographischen vor allem mit Bezug auf die »äußere« Dimension des Lebenslaufs behandelt. Es geht zumindest nicht primär um subjektive Deutungen der modernen Biographie, sondern um die gesellschaftliche Herausbildung einer »institutionellen« Verlaufsstruktur, die ganz bestimmte Merkmale aufweist. Zunächst bildet sich, wie Martin Kohli (1985) überzeugend belegt hat, ein »institutionelles Programm des modernen Lebenslaufs« heraus, ein sequenzialisiertes und weitgehend verregelter Ablaufmuster, das die Anschlussfähigkeit des aus traditionellen Bindungen zunehmend freigesetzten Individuums an Systeme sozialer Steuerung und Kontrolle sichert: an das Bildungs- und Beschäftigungssystem, an Systeme der Gesundheits- und Altersversorgung oder an den Familienzyklus.

Im Anschluß an Kohli (1985, S. 2f.) lassen sich einige wichtige Aspekte differenzierter benennen: (a) Allgemein: die Ablösung von traditionellen Bindungen und kategorialen Zurechnungs- bzw. Vergesellschaftungsmechanismen durch ein *individualisiertes* Vergesellschaftungsprogramm. Das bedeutet konkreter: (b) *Verzeitlichung* und *Sequenzialisierung* des individuellen Lebens in Form eines *Lebenslaufs*, der in gesellschaftlich erwartete und individuell erwartbare Phasen und Sequenzen untergliedert ist. (c) Die *Chronologisierung* des Lebenslaufs, d.h. die Orientierung dieser sequentiellen Struktur an der linearen, meßbaren Zeit, insbesondere an dem in Jahren gemessenen Lebensalter. (d) Die Strukturierung des Lebenslaufs folgt - der äußeren Gestalt wie der inneren Logik nach - dem gesellschaftlichen *Erwerbssystem*, oder allgemeiner: der spezifischen gesellschaftlichen Organisation von Produk-

*Wissensform* darstellt<sup>11</sup>. Freilich, ist sie deshalb auch ein *Deutungsmuster*? - Wenn wir über Deutungsmuster reden, meinen wir im allgemeinen ja keineswegs ein so komplexes und gegebenenfalls vieldeutiges Phänomen wie die moderne Biographie, sondern eher soziale Wissensbestände, Sets von Typisierungen, die uns zur Interpretation und Bewältigung von problematischen Situationen der Sozialwelt zur Verfügung stehen.<sup>12</sup> Wirkungsmächtige Deutungsschemata beziehen ihre Effektivität gerade daher, daß sie von kontingenten Erfahrungsbeständen relativ unabhängig geworden sind. Sie gehören in der Regel zu den institutionalisierten Wissensformen moderner Gesellschaften, die zur Sicherung der Stabilität sozialer und politischer Systeme benötigt werden (vgl. dazu Alheit 1989).

Auf den ersten Blick trifft diese Charakterisierung auf »biographisches Wissen« nicht zu. Handelt es sich hier doch um kontingente und individuell hochspezifische Erfahrungsbestände, deren jeweiliger »Sinn« nicht einfach in institutionalisierten Deutungsmustern aufgeht. Bei näherem Hinsehen wird allerdings transparenter, daß die Rekonstruktion von biographischem Sinn eben nicht in erster Linie durch die Komplexität lebensgeschichtlicher Ereignisse, sondern durch bestimmte Strategien der *Selektivität* gewährleistet wird. Und solche Strategien sind an institutionalisierte Rahmenbedingungen biographischer Rekapitulation gebunden: unserem Arzt erzählen wir eine andere »Lebensgeschichte« als dem Priester, vor Gericht präsentieren wir einen anderen Lebenslauf als im narrativen Interview (vgl. Hahn 1988, S. 93ff.). »Stichwortgeber« scheinen dabei tatsächlich institutionalisierte soziale Deutungsmuster der Biographie und des Lebenslaufs zu sein. »Es ist eine

---

tion und Reproduktion. (e) Schließlich erfordert dieser moderne Vergesellschaftungsmodus auf Seiten der Individuen eine aktive Übernahme der biographischen Perspektive. Parallel und in wechselseitiger Bezogenheit zu der Institutionalisierung des Lebenslaufs entwickelt sich deshalb eine *Biographisierung* von Erleben und Handeln.

- 11 Vgl. hierzu insbesondere die Arbeiten von Alois Hahn (1982, 1987, 1988), der zwischen historisch universalen Formen der Selbstidentifikation und -präsenz einerseits und der biographischen Selbstreflexion als explizit *verzeitlichter* Form der Selbstthematisierung als einem spezifisch modernen Phänomen unterscheidet. Letztere bildet sich unter bestimmten historisch-gesellschaftlichen Bedingungen heraus, die sich über einen längeren Zeitraum und mit großen Ungleichzeitigkeiten entwickeln. Hahn spricht allgemein von »Biographiegeneratoren«, womit er »soziale Institutionen« meint, die eine *lebensgeschichtliche* Form der »Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten« (vgl. 1988, S. 93). Solche Generatoren sind nicht nur religiöse Institutionen wie die Beichte (vgl. Hahn 1982), therapeutische, medizinische oder gerichtliche Bekenntnis- und Geständnisformen. Hahn bezieht sich darüber hinaus auf allgemeine gesellschaftliche Faktoren, die biographische Selbstthematisierung befördern. Er spricht von einer Korrelation »mit den sozialstrukturell angebotenen Freiheitsräumen« für individuelles Handeln, die auch als Steigerung der gesellschaftlichen Komplexität interpretierbar sei (ebd.). Dabei werden besonders soziale Auf- und Abstiegserfahrungen, Entfremdung aus dem ursprünglichen sozialen Milieu, aber auch andere Formen der Selbstentfremdung genannt, allgemein die Erfahrung der Erschütterung bislang bestehender Gewißheiten und traditionaler Deutungen.

- 12 Eine ausführliche theoretische Auseinandersetzung mit dem Deutungsmusterbegriff ist für unseren Zweck nicht notwendig (vgl. dazu ausführlich den Einleitungsbeitrag dieses Bandes).

unabänderliche Bedingung eines jeden Lebenslaufs, daß er sich in sozialen Kategorien artikulieren muß.« (Schütz/Luckmann 1979, I, S. 130)<sup>13</sup>

Wir haben also gute Gründe anzunehmen, daß es sich bei der modernen Biographie *auch* um ein einflußreiches Deutungsmuster handelt. Der »Biographisierungsprozeß«<sup>14</sup> etabliert - um einen Foucaultschen Terminus zu variieren - offenbar erfolgreich ein »*Individualitätsdispositiv*«, eine Struktur der Verzahnung normativer gesellschaftlicher Erwartungen und komplementärer subjektiver Dispositionen, eine Art »relativ-natürlicher Weltanschauung« (Schütz/Luckmann).

Dieser Befund scheint sozialgeschichtlich gut gesichert zu sein. Es gibt jedenfalls keinen Zweifel, daß uns die Historie der Biographie im späten 18. und im ganzen 19. Jahrhundert großartige Belege für die Tatsache liefert, daß Biographie das entscheidende Deutungsmuster »individueller Modernität«<sup>15</sup> darstellt: die bemerkenswerte Tradition der literarischen Autobiographie, ihre Krönung in *Goethes »Dichtung und Wahrheit«*, aber auch das kuriose »Magazin zur Erfahrungsseelenkunde« des *Karl Philipp Moritz*, erst recht die eindrucksvollen historischen Bio-

13 Diese soziologische Argumentation läßt sich interessanterweise auch in einem weiteren philosophischen Kontext reformulieren. Die europäische Moderne ist von Beginn an mit dem Problem beschäftigt, das wachsende Wissen des Individuums um seine diskrete Bedeutsamkeit als ein »bedingtes« Wissen zu interpretieren. Neuerdings hat *Dieter Henrich* (1989) einen Beitrag zu *Jacobi* und *Reinhold* und den Anfängen einer Theorie des Subjekts vorgelegt, der überzeugend nachweist, daß »Selbstgewißheit« und »Selbsttätigkeit« in ihrer ursprünglichen begrifflichen Fassung Gewißheit des Unbedingten »in mir selbst« bedeuten (vgl. ebd., S. 116ff.).

Im pointierten Sinne modern an diesem Gedanken sind zwei Aspekte: Das Subjekt entdeckt sich theoretisch tatsächlich *selbst*, wird also seiner Individualität sich bewußt. Denn das Unbedingte, das es in sich selbst erkennt, tritt ihm nicht mehr, wie noch im spekulativen Idealismus, als das Andere gegenüber, sondern ist im Subjekt gegenwärtig und »operativ«. Zugleich ist das Individuum aber auch am exklusivsten Ort seines »Innewerdens«, also im sozusagen intimsten Moment seiner Selbstgewißheit, gerade nicht (nur) bei sich selbst, sondern hat Teil an einem umfassenden Konstitutionszusammenhang.

Dieser ebenso einfache wie revolutionäre Gedanke, der übrigens soziologisch sehr viel origineller ist als *Kants* berühmte »reine Apperzeption« oder *Fichtes* Idee von der Selbstsetzung des Ich, gibt uns einen vagen Eindruck von der Komplexität jenes Kernproblems, das die Moderne zu lösen hat - soziologisch gesprochen: die System- und Sozialintegration des seiner selbst sich bewußt werdenden Individuums. Gelingen kann diese doppelte Integration nur, wenn institutionelle Strukturen entstehen, die in der Lage sind, kontinuierlich mit Problemen der Selbstvergewisserung beschäftigte Individuen angemessen zu begleiten und wenn die Individuen selbst psychisch so disponiert sind, daß sie ihren Selbstvergewisserungsprozeß in der Zeit für den institutionellen Zugriff berechenbar gestalten. Hier scheint das Deutungsmuster *Biographie* seinen historischen Ort zu haben.

14 Unter *Biographisierung* wird hier der Prozeß der historischen Durchsetzung der biographischen Perspektive aus der Sicht von Subjekten verstanden, nicht jene Dramatisierung krisenhafter selbstreferentieller »Dauerreflexion«, die *Brose* und *Hildenbrand* (1988, S. 11ff.) mit dem Begriff assoziieren.

15 In diesem Kontext wird allerdings mit dem Begriff »individuelle Modernität« das Resultat einer allmählichen Identitätsbildung moderner Individuen bezeichnet, nicht eine Zufallskumulation sozialer Indikatoren (vgl. etwa *Inkeles* 1984).



## 2. Kontrastive Deutungen der Biographie in der Moderne

Trotz dieser bemerkenswerten Belege befriedigt das Ergebnis allerdings nur vordergründig. Betrachtet man die substantiellen Bestandteile jenes Deutungsmusters »Biographie« genauer, wird seine historisch-empirische Reichweite eher fragwürdig. Eine pragmatische Reduzierung auf die Kernfunktion käme zu folgendem Resultat: Moderne Individuen sind zur Selbstreflexion ihres biographischen Handelns gezwungen. Zu den entscheidenden Rahmenbedingungen dieser Selbstreferentialität gehören Verzeitlichung und Sequentialisierung der Handlungsabläufe, d.h. moderne Subjekte bilanzieren und planen ihr Leben. Das Bild, das sie sich von ihrer Biographie machen (sollen), ist unübersehbar an der Bildungs- und Berufskarriere des *bürgerlichen Mannes* orientiert (vgl. dazu Alheit/Dausien 1990b).

Gegen den Universalitätsanspruch eines solchen Deutungsmusters sprechen mindestens zwei Beobachtungen, die eine differenziertere Betrachtung notwendig machen:

- Die Durchsetzung jenes Individualitätsdispositivs verläuft offensichtlich ungleichzeitig und schafft insgesamt soziale Integrationsprobleme. Das beschriebene Deutungsmuster hat in unteren sozialen Klassen ganz andere Funktionen als im Bürgertum. Auch das Geschlecht spielt als soziale Variable eine bedeutsame Rolle.
- Die gesellschaftliche Institutionalisierung einer »Normalbiographie« ist keine Garantie für konfliktlose biographische Abläufe. Deshalb muß die unproblematische Synchronisation tatsächlicher Lebensläufe mit den vorherrschenden biographischen Deutungsmustern eher als atypischer Grenzfall betrachtet werden. Sehr viel wahrscheinlicher sind prekäre Folgen für die meisten Biographieträger und der Zwang zur Modifikation jenes Individualitätsdispositivs. Auch hier scheinen Klasse und Geschlecht entscheidende Faktoren zu sein.<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> Die Gleichgewichtung von Geschlechter- und Klassenfrage ist bislang eher eine Option als erreichter Forschungsstand. In klassischen Theorien zu Biographie und Autobiographie (vgl. Misch 1949, Romein 1948 u.a.) wird die Dimension des Geschlechts durchgängig ignoriert. Aber auch sozialkritischere Forschungen, die sich von literaturwissenschaftlicher oder sozialhistorischer Seite mit der historisch-gesellschaftlichen Konstitution von Biographie und anderen Formen der Selbstthematisierung (vgl. Hahn/Kapp (Hrsg.) 1987) befassen, konzentrieren sich geradezu naturwüchsig auf die biographische Selbstdarstellung des *bürgerlichen Mannes*. Dies hat vor allem mit der Entdeckung des Zusammenhangs von (literarischer) Autobiographie und Genese der modernen bürgerlichen Gesellschaft und mit dem daraus resultierenden Interesse am 18. und 19. Jahrhundert zu tun (vgl. z.B. die Arbeiten von Neumann 1970, Sloterdijk 1978, Scheuer 1979). Wo - im Anschluß daran - die sozialspezifische Differenzierung

Wir möchten deshalb im folgenden Abschnitt am Beispiel einer historischen Frauenbiographie sozusagen die »Funktionsschwächen« jenes Individualitätsdispositivs untersuchen und dabei auch auf kontrastierende Wissensformen zu dem nur scheinbar universalistischen Deutungsmuster *Biographie* achten.

### Der »Fall« Sophia Lemitz

Wir beziehen uns auf die schriftlichen Lebenserinnerungen der 1844 geborenen *Sophia Lemitz*, einer Frau aus ländlich-proletarischem Milieu.<sup>17</sup> Es handelt sich dabei um ein historisches Dokument von seltener Authentizität, denn im Unterschied zu den wenigen sonst veröffentlichten Autobiographien proletarischer Frauen<sup>18</sup> sind die »Erlebnisse« der *Sophia Lemitz* nicht zum Zwecke der Publikation geschrieben und entsprechenden Bearbeitungsschritten unterworfen worden. Sie wurden zufällig auf dem Dachboden eines Bauernhauses gefunden und liegen, wenn man so will, in der »Originalfassung« vor - niedergeschrieben in einem Poesiebuch, in einer Sprache, die die Ungeübtheit im Schriftlichen und die Unvertrautheit mit literarischen Formen biographischer Darstellung deutlich verrät. Die Autorin schreibt (fast), wie sie mündlich erzählen würde, folgt gleichsam unvermittelt dem Gang ihrer Erinnerungen.<sup>19</sup>

---

biographischer Sichtweisen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft untersucht wird, geht es zunächst ausschließlich um die Klassenfrage, die Entdeckung und Betonung einer (eigenständigen) proletarischen Tradition und Form der autobiographischen Darstellung (vgl. Frerichs o.J., Emmerich (Hrsg.) 1974/75, Sloterdijk 1978 u.a.). Mehr noch als in literaturwissenschaftlichen Kontexten werden biographische Traditionen aus den unteren Volksschichten, die Frage einer »popularen Autobiographik« oder die Besonderheit von »Arbeiterlebenserinnerungen« in volkskundlichen und sozialgeschichtlichen Forschungen thematisiert (vgl. z.B. Brednich u.a. (Hrsg.) 1982, Warneken 1985). Mit dem steigenden Interesse an »Alltagskultur« und »Alltagsgeschichte« und der Perspektive einer »Geschichte von unten« hat gerade die Verwendung von autobiographischen Quellen eine Aufwertung und methodische Weiterentwicklung erfahren. Dennoch ist auch in diesem Zusammenhängen eine strukturelle Blindheit gegenüber der Geschlechterdimension als sozialer Kategorie zu verzeichnen.

Diese Analyseperspektive ist erst im Rahmen feministischer Forschungen eröffnet worden, allerdings erst in Ansätzen mit der für unsere Fragestellung relevanten »meta-theoretischen« Diskussion um Biographie vermittelt (vgl. z.B. Grubitzsch 1989). Hinzuzufügen bleibt schließlich, daß der im engeren Sinne soziologische Diskurs über Biographie, der vorrangig als methodische Diskussion über Biographieforschung geführt worden ist, bislang wenig Bezug auf die genannten Forschungsbereiche genommen und auch die Geschlechterkategorie kaum thematisiert hat.

<sup>17</sup> Das Dokument stammt aus dem »Kempowski-Archiv« und ist von der Bielefelder Historikerin *Gunilla-Friederike Budde* 1989 veröffentlicht worden (Budde (Hrsg.) 1989).

<sup>18</sup> Vgl. dazu die ausführliche Sammlung proletarischer Frauenbiographien bei Klucsarits/Kürbisch (Hrsg.) 1975

<sup>19</sup> Hier ist eine äußerst knappe methodische Vorbemerkung unerlässlich. Wir haben den vorliegenden autobiographischen Text im Prinzip ebenso behandelt wie die Transkription eines narrativen biographischen Interviews. Probleme der - bewußten oder unbewußten -

Es geht im folgenden nicht um sozialhistorische Fragen zum Leben eines Dienstmädchens, d.h. das Problem der historischen »Wahrheit« bzw. des Realitätsgehalts einzelner sozialhistorischer Fakten spielt eine untergeordnete Rolle. Was uns interessiert, ist das »Konstruktionsprinzip« der autobiographischen Sichtweise, die hier an einem historischen Dokument rekonstruiert werden soll. Natürlich kann im gegebenen Rahmen die Komplexität der biographischen Selbstsicht nur unvollkommen erfaßt, ja kaum eine biographische »Gesamtgestalt« (Schütze) nachgezeichnet werden. Wir werden uns deshalb strikt auf drei Aspekte beschränken:

- eine grobe inhaltlich-strukturelle Beschreibung der Lebensgeschichte,
- die Frage nach der Wirksamkeit jenes Individualitätsdispositivs und
- die Art und Weise der biographischen Selbstdeutung.

### *Inhalt und Struktur der Lebensgeschichte*

Der überlieferte Text gliedert sich in drei große Abschnitte<sup>20</sup>: Kindheit und Jugend, die Zeit als Dienstmädchen, schließlich die Zeit der Ehe. Über die Gestaltschließung dieser dritten Lebensphase bzw. der gesamten Biographie kann nichts gesagt werden, da die Aufzeichnungen aus einem pragmatischen Grund abbrechen: das Poesiebuch ist vollgeschrieben, weitere Dokumente wurden nicht gefunden.<sup>21</sup>

---

»Verfälschung«, Beschönigung, »Verzerrung«, Auslassung, kurz der Selektivität und Subjektivität derartiger Dokumente, betreffen schriftliche Selbstdarstellungen zwar in besonderer Weise, sie gelten jedoch grundsätzlich genauso für mündliche Erzählungen wie für soziales Handeln allgemein. Sie sind keine »Fehlergröße«, sondern die *Voraussetzung* für eine Interpretation.

Die Fassung des vorliegenden schriftlichen Textes, die ja ausdrücklich nicht für die Veröffentlichung bestimmt war, läßt sich in vielfältiger Hinsicht unter Aspekten interpretieren, die Fritz Schütze als »kognitive Figuren des Stegreiferzählens« überzeugend rekonstruiert hat (vgl. Schütze 1984). Die Freiheitsgrade fiktionaler Darstellung gegenüber situationsbezogener narrativer Rekapitulation, die scheinbare Unabhängigkeit von den interaktiven »Zugzwängen« des Erzählens, werden bei schriftlichen Darstellungen u.U. durch extrem restriktive *externe Bedingungen* (Zeit, Ressourcen etc.) relativiert. Im übrigen entstehen im formalen Darstellungsmodus durchaus vergleichbare Zugzwänge, deren konstitutive Binnenlogik durchaus rekonstruiert werden kann.

Eine gewisse Sicherheit des interpretativen Vorgehens vermittelt uns auch die Kenntnis einer Reihe vergleichbarer Autobiographien, die wir im Rahmen eines empirischen Forschungsprojekts zur »Biographisierung von Frauenleben« im Forschungsschwerpunkt *Arbeit und Bildung* der Universität Bremen analysiert haben (vgl. Alheit/Dausien 1990b, Dausien 1990).

<sup>20</sup> Die von der Herausgeberin vorgenommene Untergliederung des Textes wird hier nicht berücksichtigt, da sie nicht genau der narrativen Rekapitulationsstruktur entspricht.

<sup>21</sup> Budde (Hrsg.) 1989, S. 118. Bei den folgenden Zitaten, die im Text resp. in den Fußnoten kurz erscheinen, wird die Fundstelle mit einer eingeklammerten Ziffer angegeben. Die Ziffer bezeichnet die Seitenzahl in der von Budde herausgegebenen Autobiographie.

*Kindheit*<sup>22</sup>: Auffällig ist, daß die Erzählerin die Aufzeichnung ihrer »Erlebnisse« nicht mit der Geburt beginnt, sondern mit dem Tod ihrer Mutter. Die biographische Dramatik dieses Ereignisses wird gleich im ersten Satz deutlich: *»Ich war ein Mädchen von neuneinhalb Jahr wie meine liebe Mutter uns auf immer verließ, und mit ihr ist auch alle Liebe, Glück und Hoffnung mit zum Grabe gefahren.«* (S. 47) Über ihre Kindheit vor diesem Zeitpunkt, an die sie durchaus Erinnerungen haben könnte, verliert Sophia auch im folgenden kein Wort. Sie erwähnt nicht einmal ihre Geburt bzw. ihr Geburtsjahr. Die ersten neuneinhalb Jahre sind nicht Teil des Lebens, das hier erzählt wird. Anders formuliert: Ihr »Schicksal« beginnt erst mit jenem biographischen Einschnitt, der durch den Tod der Mutter zunächst als Ereignis fixiert wird, den die Erzählerin im folgenden aber als eine komplexe Ereigniskonstellation rekapituliert.

Die Mutter stirbt infolge einer Typhusinfektion. Kurz vorher sind die Eltern und Brüder der Mutter nach Amerika ausgewandert. Der ursprüngliche Plan von Sophias Eltern nachzukommen, wird nicht mehr realisiert. Der Vater, Maurer von Beruf, bleibt mit vier kleinen Kindern zurück. Die folgenden zwei Jahre muß Sophia als Älteste die Verantwortung einer Erwachsenen übernehmen, zuhause bleiben, um Haushalt und Geschwister zu versorgen. Dann heiratet der Vater erneut, und Sophia kann wieder die Schule besuchen, was sie mit besonderem Nachdruck erwähnt (S. 49). Konkrete Erlebnisse aus der nun folgenden »zweiten Kindheit« verschweigt sie.

Der Tod der Mutter bedeutet für Sophia den dramatischen Verlust einer bis dahin fraglos gegebenen Lebensperspektive und die abrupte Veränderung der biographischen »Ausgangssituation« im sozialen Raum. Durch die Mutter und ihre Herkunftsfamilie (der Großvater war Bauer und Lehrer, die Mutter selbst Schneiderin) verfügte die Familie über ein gewisses kulturelles, soziales und sogar ökonomisches »Kapital« (Bourdieu): *»... wir sollen in sehr guten Verhältnissen gelebt haben«*, schreibt Sophia (S. 47). Nun verschlechtert sich nicht nur die ökonomische Situation der Familie dramatisch. Mit der Auswanderung der Großeltern und der gesamten Mutterfamilie schwinden auch die sozialen und kulturellen Ressourcen in der Heimat, zugleich verschließt sich die Perspektive eines Neuanfangs in Amerika. Sophia selbst sind durch die Härten der neu entstandenen Situation ursprüngliche Entwicklungsmöglichkeiten endgültig verstellt. Als besonders schmerzhaft empfindet sie, nicht mehr zur Schule gehen und lernen zu können, was sie am Problem des »Schriftlichen« mehrfach verdeutlicht.<sup>23</sup>

Dieser komplexe thematische Zusammenhang wird in einer Art spiralförmiger Erzählstruktur entfaltet, d.h. er wird dreimal hintereinander erzählt<sup>24</sup>, jeweils konkreter und detaillierter, und mit zunehmend deutlicherem Bezug auf die eigene

<sup>22</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 47-57

<sup>23</sup> *»Dann trat alles an mich heran. In zwei Jahren bin ich nicht zur Schule gekommen, darum (habe ich) kein Schreiben gelernt ...«* (S. 48; vgl. auch S. 56)

<sup>24</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 47, S. 47-50, S. 54f.

Person. In der Bilanz wird die entgangene Chance »Amerika«<sup>25</sup>, die in Sophias Sicht durchaus einen ungewissen Ausgang gehabt hätte, zu einer Art Kontrastfolie für das faktisch gelebte Leben, zu einer »verlorenen Utopie«. »Da hätte ich vielleicht viel gelernt, ach, wie wäre das schön gewesen!« (S. 55) Das Kindheitssegment schließt mit einem ausführlichen Hinweis auf Sophias »Begierde«, sich das »Schriftliche« anzueignen, auf mühsame Versuche und kleine Erfolge.<sup>26</sup>

*Jahre als Dienstmädchen*<sup>27</sup>: Der nächste Lebensabschnitt wird mit einer weiteren Kontrastkonstruktion - der Geschichte über eine Schulfreundin - eingeleitet, die wie Sophia »gedient« hat. Sie hat »Glück in der Ehe« und steigt sozial auf durch die Heirat mit einem Großkaufmann, aber sie hat wenig Fortune mit ihren Dienststellen. Sophia hingegen »hatte Glück im Dienen« (S. 58). Als habe es eine »gerechte Logik«, annonciert sie hier bereits, daß ihr Weg der umgekehrte sein wird. Sie hat kein Glück in der Ehe.

Zunächst jedoch tritt sie - nach der Konfirmation - ihre erste Stelle als Dienstmädchen in einem kleinstädtischen Haushalt an. Insgesamt wird sie etwa 15 Jahre in wechselnden Stellungen dienen, später auch in adeligen und großbürgerlichen Haushalten. Wichtiger als der Status der »Herrschaft« sind ihr jedoch die Arbeit, Anerkennung und faire Behandlung sowie Freundschaften in ihrem eigenen sozialen Milieu. Insgesamt ist diese Lebensphase geprägt durch den häufigen Wechsel der Dienststellen, wobei die ersten Kontrakte noch durch den Vater geschlossen werden, die folgenden Veränderungen aber in der Regel auf Sophias eigener Entscheidung beruhen. Sie ist selbstbewußt, macht ihre Arbeit gern und weiß, was sie wert ist: »Jede gefertigte Arbeit ist für mich eine Freude ...« (S. 56)

Die Struktur der Erzählung folgt in diesem Abschnitt der Chronologie des Arbeitsplatzwechsels, bildet also eine relativ feine zeitliche Sequentialisierung ab. Hier wird in gewisser Weise sogar ein »Gestaltschließungszwang« wirksam. Die Schreiberin scheint die in Frage stehende Periode möglichst lückenlos darstellen zu

<sup>25</sup> Sophia »verpaßt« diese Chance genaugenommen zweimal: einmal durch den Tod der Mutter (vgl. S. 48f.) und ein zweites Mal, als sie nach der Konfirmation einer aus Amerika ausgesprochenen Einladung nicht folgt (S. 54f.).

<sup>26</sup> »Ja, mein Wunsch war immer in späteren Jahren, wie ich reifer wurde, doch schriftlich viel zu können. Mit welcher Begierde habe ich mir die Papiere aufbewahrt, um, wenn ich schreiben wollte, da nachzusehen, wie die Buchstaben zusammengesetzt wurden. Und wenn ich es so weit hatte, schämte ich mich dennoch, es abzuschicken und ich glaube, keiner hat so viel Papier verschmissen und zerrissen, wie ich es habe ... Wenn man im Leben ein bißchen mehr Zeit gehabt hätte, so hätte ich doch noch manches gelernt aus mir selber, denn ich hatte auch niemand, der mich dabei unterrichtete. [...] So bin ich durch mein immer wieder das Papier zu Hand nehmen immer (ein) bißchen weiter gekommen, daß ich doch mich soviel verständigen kann, wenn auch noch vieles fehlt. Ich mag am liebsten noch üben, bin man jetzt noch lahm in den Knochen, daß ich das Sitzen nicht lange aushalten kann.« (S. 56f.)

Aus diesem Abschnitt wird deutlich, welche ungewöhnliche Leistung Sophia mit dem Niederschreiben ihrer Erinnerungen erbracht hat.

<sup>27</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 58-76

wollen. Ihr letztes Dienstverhältnis führt sie - offenbar der Vollständigkeit halber - auf, obwohl sie die immerhin vierjährige Episode nicht weiter differenziert: »1869 vermietete ich mich beim Kaufmann Brauer auf der Langen Reihe, wo jetzt das Filmtheater ist, bis 1873 meine Heirat mich vom Dienen ablöste, um den 30jährigen Ehestand anzutreten.« (S. 76)

»30jähriger Ehestand«<sup>28</sup>: Ohne die Geschichte ihres Kennenlernens zu erzählen, betont Sophia, daß sie sich ihren Mann unter mehreren gewählt habe, da er ein »schöner Mensch« gewesen sei.<sup>29</sup> In der folgenden distanzierten Charakterisierung kündigt sie eine Reihe von Problemen an: Der Mann - »ein vom Krieg Zurückgekehrter« (S. 77) - kann nicht mit Geld umgehen. Obwohl er als gelernter Zimmermann eigenes Geld verdient, benötigt er immer mehr »Taschengeld«, das er von Sophias Verdienst nimmt.<sup>30</sup> Darüber hinaus verhält er sich merkwürdig, hat eine schwere Jugend gehabt und obendrein einen »Spleen«<sup>31</sup>, den die Schwiegereltern auf eine Kriegsverletzung zurückführen. Kurz nach ihrer Heirat stellt Sophia fest, daß er trinkt.<sup>32</sup> Auch mit seiner Arbeit als Zimmermann gibt es Schwierigkeiten. Durch einen längeren streikbedingten Verdienstausschlag werden Sophias Ersparnisse aus ihren Dienstmädchenjahren fast aufgebraucht.<sup>33</sup>

Kurze Zeit später macht das Ehepaar in St. Georg eine Wirtschaft auf. Der Mann eignet sich nicht dafür, kann aber auch in seinem Beruf nicht mehr arbeiten.<sup>34</sup> Dennoch gelingt es den beiden, im Laufe von sieben Jahren eine gewisse Summe anzusparen, so daß Lemitz seine Idee realisieren kann, eine kleine Landstelle zu kaufen.<sup>35</sup> Allerdings erweist er sich bei der Auswahl und der Finanzierung des kleinen Gehöfts, ja selbst bei der Organisation des Umzuges als außerordentlich ungeschickt.<sup>36</sup> Auch für die landwirtschaftliche Arbeit taugt Lemitz nicht. Mehrmals geht ihm Vieh ein. Der Versuch eines kleinen Fuhrgeschäfts scheitert.

---

<sup>28</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 77-118

<sup>29</sup> »Ich hatte die Wahl mehrere Mal gehabt. Nein, der sollte und mußte es sein - es war doch ein so schöner Mensch!« (S. 77)

<sup>30</sup> Sie arbeitet weiter in einem bürgerlichen Haushalt in Hamburg.

<sup>31</sup> »Mein Mann verdiente 2 Mark Kurant nach damaligem Geld per Tag. Mehr bekamen die Zimmerleute noch nicht, und ich dachte mich glücklich und sparte jede Woche was über. Wenn mein Mann auch jede Woche mehr Taschengeld brauchen mußte. Das kannte ich nicht, aber (ich) dachte, es gehört sich wohl so. Aber daß er sich wie ein unmündiges Kind gebärdete, und wenn er es in der Tasche hatte, damit herumtanzte, als wenn es ihn brannte, dann dacht' ich schon damals, es sieht aus, als wenn er einen Spleen hat.« (S. 77)

<sup>32</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 78-80

<sup>33</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 78

<sup>34</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 84

<sup>35</sup> Vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 84ff.

<sup>36</sup> Er kauft den Hof zu einem überhöhten Preis und unerfüllbaren Hypothekbedingungen. Die Finanzierung wird nur durch Sophias Eingreifen gesichert. Darüber hinaus besteht er - entgegen allen vernünftigen Argumenten - darauf, zur denkbar ungünstigen Winterzeit umzuziehen. Das Gehöft ist nicht bewohnt gewesen, das Dach ist kaputt, Heizmöglichkeiten sind äußerst begrenzt usw.

Dennoch wirtschaften Sophia und ihr Mann zehn Jahre auf dem kleinen Hof, am Rande des Existenzminimums. Es ist Sophia, die durch harte Arbeit und eigene Initiative die Ökonomie aufrechterhält. Sie hat einige Feriengäste im Sommer und entwickelt die Idee, durch einen Anbau an das Haus ein kleines Pensionswesen aufzubauen. Ihr Mann stimmt dem nicht zu, sondern entscheidet, den Hof ganz aufzugeben und wieder in die Stadt zu ziehen. Sophia begehrt auch im Rückblick noch innerlich dagegen auf. »... zehn Jahre umsonst arbeiten und schrecklich schwer, mit Entbehren!« (S. 87) »Wenn das Geld damals ins Wasser geschmissen (worden) wäre, hätte man es plumpsen gehört und es wäre weg gewesen. So aber hat man zehn Jahre dazu schwer arbeiten müssen, um es langsam zusetzen zu müssen.« (S. 93)

Es gelingt auch in zwei folgenden Versuchen nicht, eine dauerhafte Existenz aufzubauen.<sup>37</sup> Die Situation eskaliert, Sophias Mann verfällt mehr und mehr dem Alkohol. Er ist arbeitsunfähig und unberechenbar, gerät in Schlägereien, kauft sich eine Pistole und ist grob gegen seine Frau. Mitten in einem heftigen Streit, in dessen Folge er die Wohnung - womöglich für immer - verläßt, brechen Sophias Aufzeichnungen ab.

Was hier in aller Kürze in zeitlicher Reihenfolge rekonstruiert worden ist, wird von der Erzählerin selbst nur bedingt chronologisch dargestellt. Die eingeschobenen Geschichten über einen Pflegesohn<sup>38</sup> ergänzt nur die Erinnerung enttäuschter Beziehungen: die Geschichte der Ehe, die Episoden der immer wieder gescheiterten Existenzgründungsversuche und der vergeblichen Neuanfänge. Im Zentrum stehen dabei die geschilderten zehn Jahre auf dem Land, die in ähnlich spiralförmiger Erzählstruktur behandelt werden wie das »Kindheitstrauma«.

Die zentrale Erfahrung des 30jährigen »Ehestandes«, die in wiederholter Darstellung immer wieder bearbeitet wird, ist eine tragische »Syssiphusaktivität«: Sophia versucht, aus der gegebenen Situation etwas zu entwickeln, baut buchstäblich mit ihrer Hände Arbeit etwas auf, was dann von außen - vor allem durch das unsolidarische Handeln ihres Mannes - wieder zerstört wird. Es ist kein gemeinsamer Lebenskampf, den das Ehepaar führt. Sie muß für beide arbeiten, oft genug *gegen* ihren Mann Vernunft durchsetzen, die Ökonomie sichern. Sie muß »die Lebens-

<sup>37</sup> Das Ehepaar zieht zunächst nach Lübeck, wo die Arbeitssuche sich als Problem herausstellt. Lemitz ist unfähig, für längere Zeit am gleichen Arbeitsplatz auszuhalten (S. 109f.). Schließlich müssen sie erneut umziehen, zu einem Bruder des Mannes, einem Maurermeister, der Lemitz überredet, sich auf eigenes Risiko an einem Bauvorhaben zu beteiligen, aus dem er selbst Nutzen zu ziehen hofft. Auch dieser Versuch scheitert schließlich. Sophias Mann muß das kleine Anwesen mit Verlust verkaufen (S. 110-115).

<sup>38</sup> Diesen Pflegesohn nimmt Sophia zwischen seinem dritten und achten Lebensjahr, wie sie sagt, als »Ersatz für mein totes Kind« (S. 100), auf. Aber er wird von seiner leiblichen Mutter wieder zurückgefordert, und als er sich im Alter von zwölf Jahren bei ihr wieder meldet, ist er »ein anderer geworden« (S. 104). Er ist »leichtsinnig« und trinkt bereits (vgl. Budde (Hrsg.) 1989, S. 100-109). Auf eine tragische Art verdoppelt sich in seiner Person die Beziehungsproblematik Sophias mit ihrem Mann, und man versteht ihre Neigung zur Segmentierung des Lebens in Arbeit (»Dienen«) und Familie (»Ehestand«).

*karre ziehen*«, wie sie an einer Stelle sagt (S. 80). Obwohl sie mit der Arbeit selbst durchaus Erfolge erzielt, sieht sie sich als »tüchtig« erweist und sich dessen bewußt ist, wird ihr eine langfristige Verfügung über ihre Lebenssituation immer wieder aus der Hand genommen: »... ich habe meine Pflicht in jeder Beziehung getan. Aber Freude habe ich nicht gehabt in meinem Ehestand. Ja, Fehler hat ein jeder. Und nachdem war mir, als wenn etwas bei mir abgestorben war und noch ist. Richtige Freude, wie andere Menschen haben, kann ich nicht mehr kriegen. Nur an einer fertigen Arbeit kann ich Freude haben, als wenn sich mein Herz zum Singen öffnet. Dann habe ich mich zurückgezogen vom Leben. Richtiger Anschluß fehlt mir in meinem traurigen Leben.« (S. 115)

Sophias Lebensbilanz ist ernüchternd, aber durchaus ambivalent. Pläne und Handlungsschemata von *biographischer* Reichweite, die prinzipiell vorhanden waren, kann sie zweifellos nicht durchsetzen. Der unter günstigeren Umständen mögliche soziale Aufstieg scheitert. Das kleinere Projekt eines glücklichen »Ehestandes« erweist sich ebenfalls als Illusion. Umso bemerkenswerter erscheint es, daß ihre Handlungskompetenz *unterhalb* dieses biographischen Niveaus keineswegs zusammenbricht. Arbeit und Planung auf alltäglicher Ebene werden - trotz beträchtlicher Einschränkungen - von ihr nicht nur bewältigt; sie machen sogar »Freude« und bilden den Kern persönlicher Identität. Die kursorische Rekapitulation der Autobiographie von Sophia Lermitz macht bereits deutlich, daß hier das Individualitätsdispositiv *Biographie* nur begrenzt wirksam ist.

### *Abweichungen vom »idealtypischen« Deutungsmuster*

Betrachten wir zunächst die *zeitliche Struktur* der biographischen Rekonstruktion im vorliegenden »Fall«. Sequentialisierung und Chronologisierung sind - wenn wir von der groben Abfolge der drei Lebensphasen einmal absehen - nur ansatzweise, am deutlichsten noch in dem mittleren Lebensabschnitt entwickelt. Die Erzählerin folgt nicht den üblichen Erwartungen einer zeitlichen Rahmung und Verortung in der historischen Zeit; sie orientiert sich vor allem an subjektiv bedeutsamen Ereignissen und konflikthaften Situationen, die in komplexen Erzählsequenzen wiederholt dargestellt werden. An biographisch besonders brisanten Punkten - vor allem in der Kindheit und in der Ehe - entsteht der Eindruck, der »Erzählfaden« *verknote* sich, die Erzählerin komme nicht über bestimmte Probleme hinweg, müsse sich immer wieder damit auseinandersetzen.

Dies gilt zunächst für die retrospektive Deutung. Hinzu kommt, daß die Dimension des Lebensentwurfs, die übergreifende biographische Planung, wenig ausgeprägt ist. Eine zeitlich vorwärts gerichtete Orientierung an Lebenszielen und -etappen - seien sie institutionell vorgegeben oder selbst gesetzt - findet sich kaum.

Dies entspricht zunächst durchaus der »äußeren« Strukturierung der Biographie. Der gesellschaftliche Zwang, die Notwendigkeit einer Linearisierung und Planung ist relativ gering. Der mögliche Weg zu einer individuellen Entwicklung, einer Bildungs- und Entfaltungsgeschichte im weiteren Sinn wird durch den »zufälligen«



Verlust der familiären Ressourcen versperrt. Danach stehen Sophia andere institutionelle Wege<sup>39</sup> aufgrund ihrer sozialen Lage<sup>40</sup> nicht zur Verfügung. So leitet ihre Kindheitserzählung auch keine idealtypische biographische *Entwicklung* ein.

Eine ähnliche Struktur weist der dritte Lebensabschnitt auf, die Zeit nach der Eheschließung. Unter den beschriebenen Bedingungen ist die Ehe kein Entwicklungsprojekt, es entfaltet sich keine Dynamik des angestrebten sozialen Aufstiegs, des Vorwärtkommens. Die Ehe ist vielmehr ein 30jähriger »Stand«, eine stete Wiederholung des immer gleichen Überlebensproblems. Dies ist nicht einfach mit dem Zwangscharakter der Institution Ehe zu erklären. Sophia hat ja durchaus Beispiele aus ihrem Freundeskreis, die einen geglückten »Ehestand« belegen. Im übrigen erscheint für sie - was ihre konkrete sozio-historische Lage angeht - eine günstigere Entwicklung außerhalb der Ehe nicht vorstellbar.

Am ehesten noch entspricht die zweite Lebensphase dem Muster normalbiographischer Erwartung. Sie weist eine klarere Chronologisierung und Sequentialisierung auf, wobei die Bedingungen der Erwerbstätigkeit, der Wechsel der Dienstverhältnisse, deutlich orientierende Funktion haben.<sup>41</sup> Dennoch entspricht auch diese Phase nicht dem idealtypischen Muster der männlichen Berufsbiographie. Die Stellung als Dienstmädchen ist gerade durch das Fehlen, ja den Verzicht auf persönliche Lebensentwürfe geprägt.

Sophias schriftliche Lebenserinnerungen entziehen sich also dem »klassischen« Deutungsmuster *Biographie*. Sie dokumentieren Abweichungen, nicht allein was das idealtypische *Ablaufmuster* betrifft, sondern auch in Bezug auf die eigenwillige Struktur der *Selbstreferentialität*. Ist ihre Biographie deshalb »vormodern«?

### *Konkurrierende moderne biographische Wissensformen*

Die autobiographischen Erinnerungen der Sophia Lemitz könnten leicht als ein »Noch-nicht-Beherrschen« der linear-biographischen Rekapitulationsform diskre-

---

<sup>39</sup> Z.B. über eine realisierbare schulische oder berufliche Bildung

<sup>40</sup> In der konkreten sozialhistorischen Situation, in der Sophia Lemitz steht, ist es allerdings nicht nur die soziale Herkunft, die ihr vergleichbare Möglichkeiten erschwert oder versperrt; es ist vor allem auch die Geschlechterbarriere, die solche Planungen verunmöglicht. Immerhin hegt Sophia nämlich für ihren Mann den Plan einer Weiterbildung: »Ich bat meinen Mann noch immer, doch noch nach der Gewerbeschule zu gehen, der sprach aber immer: 'Alle Böcke lernen nicht mehr.'« (S. 56)

<sup>41</sup> In einem sehr allgemeinen Sinn entspricht diese Beobachtung Kohlis These, daß der moderne Lebenslauf gleichsam »um das Erwerbssystem herum« organisiert sei (1985, S. 3). Allerdings assoziiert Kohli nicht die Tätigkeit der Dienstmagd, um diesen Modernisierungsprozeß zu dokumentieren.

Neuere sozialhistorische Untersuchungen zeigen nun durchaus, daß gerade das weibliche Geschlecht eine zentrale Funktion im Konstitutionsprozeß der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft übernimmt (vgl. ausführlich die hervorragende Arbeit von Friese 1991). Allerdings setzt sich dabei eben nicht das Individualitätsdispositiv *Biographie* durch, sondern vielfältige Kontrastformen der Lebensführung.

ditert werden, als Indiz für ein *noch nicht* voll durchgesetztes biographisches Deutungsschema. Die historischen Bedingungen der Klassenlage (mangelnde Bildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten) und der sozialen Geschlechtszugehörigkeit (Ehe als Abhängigkeitsstruktur, »Leben für andere«) ermöglichen es eben (noch) nicht, ein biographisches Selbstbewußtsein auszubilden. Eine handlungsschematische Disposition, das Gefühl, die Fäden des eigenen Lebens in der Hand zu haben, kann sich (noch) nicht ausbilden.

Wir möchten dagegen eine Kontrastinterpretation vorschlagen. Es könnte sich auch um eine *alternative* Form der Erfahrungsverarbeitung handeln, die keineswegs »unbiographisch« ist und nicht im geringsten »unmodern«. Die Erzählerin verdeutlicht in den *Erzählknoten* gerade die entscheidenden biographischen Weichenstellungen und Bedingungskonstellationen, die eine lineare Entwicklung verhindern.

Sie hat - das zeigen die von ihr in entscheidenden Situationen angeführten Kontrastmodelle - sehr wohl eine Vorstellung von einer anderen biographischen *Entwicklung*. Sie hat *lernen* wollen, ja sie hat diesen Plan unter äußersten Schwierigkeiten und gewissermaßen auf einer »Schwundstufe« sogar weiterverfolgt und sich selbst das Schreiben beigebracht - schließlich die ungeheure Leistung vollbracht, ihre Lebensgeschichte niederzuschreiben, sich auszudrücken. Und diese Erzählung ist keineswegs so naiv und unvollkommen, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Sie liefert im Rückblick durchaus eine Erklärung des So-Gewordenseins ihres Lebens, eine Erklärung allerdings, die nicht ohne weiteres erkennbar ist, da sie nicht dem Muster einer gelungenen oder mißlungenen handlungsschematischen Steuerung entspricht.

Auch daß ein weiteres wichtiges Merkmal des Deutungsmusters »Biographie«, die vorgegreifende Dimension der Lebensplanung, kaum ausgeprägt ist, muß nicht notwendig auf ein fehlendes Sensorium für Lebensplanung, gleichsam eine »noch nicht durchgesetzte« Biographisierung, zurückgeführt werden. Es verweist eher auf die realistische Einschätzung der tatsächlich verfügbaren individuellen Planungsmöglichkeiten. Bereits am Anfang ihrer Darstellung macht Sophia ja deutlich, daß mit dem Tod der Mutter eine dramatische Verschiebung ihrer biographischen Ausgangsbedingungen stattfindet, die sie zwingt, alle »Hoffnung« zu begraben. Was hier als »Schicksal« erscheint, hat nichts mit einem prinzipiellen Fatalismus oder einem »Deutungsmuster« *Schicksal* zu tun, sondern eher mit einem nüchternen Bilanzierungsprozeß.

Sophia besitzt gleichsam *andere* Interpretationsschemata, oder präziser: sie verfügt über hochspezifisches lebensweltliches Wissen, das der Realität durchaus angemessen ist - angemessener jedenfalls, als es ein dem Individualitätsdispositiv nachgebildetes Muster der idealtypischen »Biographie« wäre. Sie sieht klar die Grenzen, die ihr gesetzt sind, weiß, daß nicht sie versagt hat: »*meine Pflicht habe ich immer erfüllt ...*« (S. 115). Sie benennt die konkreten Schranken im sozialen Raum, die einer »biographischen« Entfaltung entgegengestanden haben; und sie ist sich durchaus bewußt, daß es unter anderen Bedingungen einen alternativen Weg

gegeben hätte. Die Spannung zwischen dem Möglichen und dem faktisch Realisierbaren, soziologisch ausgedrückt: zwischen der realen »*trajectoire* im sozialen Raum« und den durchaus denkbaren Aufstiegchancen, ist der Erzählerin schmerzlich gegenwärtig und erklärt im übrigen den Antrieb zur Rekapitulation der eigenen Lebensgeschichte - auch die ungeheure Leistung des Aufschreibens.

Sophia Lemitz hat »prärentöse«<sup>42</sup> biographische Ideen. Aber ihr Scheitern wirft sie gleichsam nicht in die »Vormoderne« zurück. Sie erfährt, wie Schütz und Luckmann zutreffend beschrieben haben, die ihr »vorgegebene ... Sozialwelt als eine auf [sie] bezogene Abstufung subjektiver Chancen, als eine Anordnung von Pflichten, leicht oder schwer erlangbaren Zielen und Möglichkeiten. Mit anderen Worten, die Sozialstruktur steht [ihr] in Form typischer«<sup>43</sup> Biographien offen. So ist die Sozialstruktur der feste Rahmen, in dem [ihr] Altern, [ihre] Lebenspläne und demnach [ihre] Prioritätsstrukturen und Tagespläne konkrete Form gewinnen.« (Schütz/Luckmann 1979, I, S. 127) Das biographische Wissen, das in ihrer Aufzeichnung zu Tage tritt, steht den Ereignissen, die ihre sozio-historische Position ihr aufnötigt, näher als den institutionalisierten Deutungsschemata, die das auch zu ihrer Zeit schon dominante *Individualitätsdispositiv* kennzeichnen.

Sophia Lemitz' biographische Identität bezieht sich auf »Erinnerungsschemata«<sup>44</sup>, auf sozialstrukturell zwar sedierte und wahrscheinlich auch tradierte Erfahrungen von Scheitern und Resistenz, aber nicht auf institutionalisierte Deutungsmuster des Lebenslaufs. Gewiß sind solche Erfahrungen *modern* im expliziten Sinn, aber es handelt sich offensichtlich um *Kontrastformen* biographischen Wissens.

### 3. Die Komplexität moderner biographischer Sichtweisen

Diese Tatsache ist nun in einem doppelten Sinn interessant und läßt noch einmal einen knappen Rückgriff auf die einleitenden Bemerkungen zu: Wenn *Arnaud du Tilh* für die Durchsetzung eines der einflußreichsten sozialen Deutungsmuster der Moderne steht, eben für jenes Individualitätsdispositiv *Biographie*, dann relativiert der »Fall« *Sophia Lemitz* zumindest die universalistische Gültigkeit dieses Dispositivs. Er zeigt, daß die »Ordnung biographischen Wissens« sozialstrukturell<sup>45</sup> gebrochen wird. Er belegt allerdings auch, daß etwa die skeptische These Bourdieus, biographisches Wissen sei schlechthin eine »Illusion« (Bourdieu 1990), der Kor-

---

<sup>42</sup> »Prärentiös« ganz im Sinne jener *prétention*, die Bourdieu für den Aufstiegshabitus der Mittelschichten charakterisiert.

<sup>43</sup> Und das bedeutet in ihrem konkreten Fall: äußerst *begrenzte* biographische Alternativen.

<sup>44</sup> »Erinnerungsschemata« sind individuelle und kollektive Wissensformen, deren Konstitutionskern die Ereignis- und Erlebensebene darstellt [...] 'Deutungsschemata' sind dagegen relativ selbständige, ereignisunabhängige Verarbeitungsformen sozialer Wirklichkeit ...« (Alheit 1989, S. 142 u. 144)

<sup>45</sup> Hier durch class- und gender-doing-Effekte

rektur bedarf. Selbst wenn Sophia Lemitz' Lebensweg leicht als schlichte *trajec-toire*, als »Laufbahn im sozialen Raum«, gedeutet werden kann, ist gar nicht zu bestreiten, daß die Protagonistin sich hochgradig selbstreflexiv verhält und nicht bloß als Akteurin einer anonymen Backgroundstruktur betrachtet werden darf.

Ursache für diese ebenso unbestreitbare wie begrenzte biographische Autonomie scheint ein soziales Wissen zu sein, das weniger mit großflächigen modernen Deutungsmustern als mit sozial- und geschlechtsspezifischen Alltagsroutinen zu tun hat, sozusagen ein präskriptives, praktisches Bewußtsein, das aber grundsätzlich reflexiv zugänglich bleibt und deshalb auch die Basis einer durchaus konstaterbaren sozialen »Selbstgewißheit« darstellt (vgl. dazu Giddens 1988, S. 91ff.). Es geht offenbar um lebensweltliches Hintergrundwissen, das weniger abstrakte »Trajekte« als vielmehr die räumliche und zeitliche Nähe des alltagsweltlichen Horizonts als Orientierung nutzt.

In den oberen Sphären der sozialen Topologie mag die Chance für Biographien nach dem Individualitätsdispositiv sozialräumlich besonders günstig sein. In den »Niederungen« bestand offenbar historisch immer das Problem, die extern verursachten Abweichungen zu verarbeiten. Hier wirkte und wirkt das Dispositiv tendenziell repressiv und dysfunktional (vgl. dazu Foucault 1976). Aber hier scheint es auch durch Wissensformen konterkariert zu werden, die ein »modernes« Überleben unter eingeschränkten Bedingungen zumindest gestatten.

Diese Einschätzung ist womöglich folgenreich. Sie relativiert modische Individualisierungsthesen und verschärft sie zugleich. Es ist nicht auszuschließen, daß es bei den empirischen Referenzen solcher Zeitdiagnosen um nichts als die mangelnde Funktionstüchtigkeit jenes Individualitätsdispositivs geht. Die ist, wie wir gesehen haben, aber keineswegs neu. Sie scheint nun allerdings soziale Gruppen zu erfassen, für deren soziale Existenz das Deutungsmuster »Biographie« bisher von Vorteil war. Sie diagnostizieren nun wahlweise »das Ende des Individuums« oder »Individualisierung ohne Ende« (vgl. Brose/Hildenbrand (Hrsg.) 1988).

Wahrscheinlich sind solche dramatisierenden Beobachtungen nur ein Beleg für die Tatsache, daß das moderne Deutungsmuster »Biographie« immer nur eine begrenzte Reichweite besaß und daß - wie Schütz und Luckmann bereits zutreffend analysiert haben - »biographische Artikulation« grundsätzlich durch eine hochkomplexe Sozialstruktur gebrochen ist. Pointiert gesagt: Es gibt eine Reihe moderner biographischer Verarbeitungsformen. Die These, daß sich ein Deutungsmuster »Nomalbiographie«, jenes *Individualitätsdispositiv*, im Prozeß der Moderne zunächst etabliert habe, um sich nun allmählich aufzulösen, muß empirisch relativiert werden. - Wir haben uns daran gewöhnt, Biographie als ein Phänomen zu betrachten, dem wir so wenig entgehen können wie den Bedingungen, unter denen wir leben. Aber wir leben unter *verschiedenen* Bedingungen. Unsere Betrachtungen folgen womöglich unterschiedlichen »Logiken«.

## Literatur

- Alheit, Peter* (1989): Erzählform und »soziales Gedächtnis«: Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß, in: *Alheit, Peter/Hoerning, Erika M.* (Hrsg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt/Main, New York: Campus: S. 123-147
- Alheit, Peter* (1990): Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven. Zweite, ergänzte Auflage (=Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd.4), Bremen: Universität Bremen
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina* (1990a): Biographie, in: *Sandkühler, Hans Jörg* (Hrsg.): Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd.1, Hamburg: Meiner, S. 405-418
- Alheit, Peter/Dausien, Bettina* (1990b): Biographisierung von Frauenleben. Forschungsbericht, in: *Alheit, Peter et al.* (Hrsg.): Bildung in der Arbeitsgesellschaft. Ergebnisse und Perspektiven des Forschungsschwerpunkts Arbeit und Bildung. Teil I (=Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd.13), Bremen: Universität Bremen, S. 570-585
- Beck, Ulrich* (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre* (1990): Die biographische Illusion, in: *Bios*, Jg. 3, Heft 1, S. 75-81
- Brednich, Rolf Wilhelm et al.* (Hrsg.) (1982): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i. Br. vom 16. bis 18. März 1981, Freiburg Br.: Abt. Volkskunde d. Dt. Seminars d. Univ. Freiburg
- Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno* (Hrsg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen 1988: Leske und Budrich
- Budde, Gunilla-Friederike G.* (Hrsg.) (1989): In Träumen war ich immer wach. Das Leben des Dienstmädchens Sophia von ihr selbst erzählt, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Burke, Peter* (1986): Städtische Kultur in Italien zwischen Hochrenaissance und Barock. Eine historische Anthropologie, Berlin: Wagenbach
- Dausien, Bettina* (1990): Zum Problem der Selektivität schriftlicher autobiographischer Erzählungen, Ms., Bremen
- Elias, Norbert* (1980): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., 8. Aufl., Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Emmerich, Wolfgang* (Hrsg.) (1974/75): Proletarische Lebensläufe. Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland, 2 Bde., Reinbek: Rowohlt
- Febvre, Lucien* (1947): Le problème de l'incroyance au XVI<sup>e</sup> siècle: La religion de Rabelais, Paris: A. Michel
- Foucault, Michel* (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Frerichs, Petra* (o.J.): Bürgerliche Autobiographie und proletarische Selbstdarstellung. Eine vergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung persönlichkeits-theoretischer und literaturwissenschaftlich-didaktischer Fragestellungen, Frankfurt/Main: Haag und Herchen

- Friese, Marianne** (1991): *Frauenarbeit und soziale Reproduktion. Eine Strukturuntersuchung zur Herausbildung des weiblichen Proletariats im Übergangsprozeß zur kapitalistischen Industriegesellschaft - dargestellt an der Region Bremen (=Forschungsreihe des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd.20)*, Bremen: Universität Bremen
- Garraty, John A.** (1957): *The Nature of Biography*, New York: Alfred A. Knopf
- Giddens, Anthony** (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*, Frankfurt/Main, New York: Campus
- Ginzburg, Carlo** (1976): *Il formaggio e i vermi. Il cosmo di un mugnaio del '500*, Turin: Einaudi
- Ginzburg, Carlo** (1989): *Beweise und Möglichkeiten. Randbemerkungen zur Wahrhaftigen Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre*, in: *Zemon Davis, Natalie* (1989), S. 185-217
- Grubitzsch, Helga** (1989): *Die Autobiographie der Théroigne der Méricourt. Methodische und methodologische Überlegungen über den feministischen Umgang mit autobiographischen Texten*, Vortrag vom 31.5.1989 an der Universität Bremen (Ms.)
- Habermas, Jürgen** (1988): *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Hahn, Alois** (1982): *Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematization und Zivilisationsprozeß*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34, S. 408-434
- Hahn, Alois** (1988): *Biographie und Lebenslauf*, in: *Brose, Hanns-Georg/Hildenbrand, Bruno* (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen: Leske und Budrich
- Hahn, Alois/Kapp, Volker** (Hrsg.) (1987): *Selbstthematization und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Gedächtnis*, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Henrich, Dieter** (1989): *Die Anfänge der Theorie des Subjekts (1789)*, in: *Honneth, Axel et al.* (Hrsg.): *Zwischenbetrachtungen. Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 105-170
- Inkeles, Alex** (1984): *Was heißt »individuelle Modernität«?* in: *Schöffhale, Traugott/Goldschmidt, Dietrich* (Hrsg.): *Soziale Struktur und Vernunft. Jean Piagets Modell entwickelten Denkens in der Diskussion kulturvergleichender Forschung*, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 351-378
- Klucsarits, Richard/Kürbisch, Friedrich G.** (Hrsg.) (1975): *Arbeiterinnen kämpfen um ihr Recht. Autobiographische Texte rechtloser und entrechteter »Frauenspersonen in Deutschland, Österreich und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts*, Wuppertal: Hammer
- Kohli, Martin** (1985): *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37, S. 1-29
- Misch, Georg** (1949ff.): *Geschichte der Autobiographie*, 3. stark vermehrte Aufl., 4 (in 8 Halb-) Bde., zuerst Bern, später Frankfurt/Main: Schulte-Bulmke
- Neumann, Bernd** (1970): *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*, Frankfurt/Main: Athenäum
- Romein, Jan** (1948): *Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik*, Bern: Francke

- Scheuer, Helmut* (1979): Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart: Metzler.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas* (1979): Strukturen der Lebenswelt, Bd.1, Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Schütze, Fritz* (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: *Kohli, Martin/Robert, Günther* (Hrsg.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: Metzler, S. 78-117
- Sloterdijk, Peter* (1978): Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der zwanziger Jahre, München: Hanser
- Sonderforschungsbereich 186* (Hrsg.) (1991): Statuspassagen und Risikolagen im Lebensverlauf. Institutionelle Steuerung und individuelle Handlungsstrategien (=Arbeits- und Ergebnisbericht Juli 1988 - Februar 1991), Bremen: Universität Bremen
- Warneken, Bernd Jürgen* (1985): Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.
- Wenzel, Horst* (1980): Die Autobiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, 2 Bde., München: Fink
- Zemon Davis, Natalie* (1989): Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre. Mit einem Nachwort von Carlo Ginzburg, Frankfurt/Main: Fischer